

Maria Nicolini
Universität Klagenfurt

Notate zur deutschen Gegenwartssprache

angeschlagene Töne
gierige Trends
schrille Tücken

Vortrag im Club of Vienna, 18. Oktober 2004

“Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter?“, fragt der Wiener Germanist *Richard Schrodts* in seinem gleichnamigen Buch, und er gibt auch die Antwort: Sie - die Sprache - geht nicht unter, auch wenn Sprachpessimisten den liederlichen Niedergang noch so beklagen; laut und mit moralisierendem Impetus konservative Sprachverdächtigungen und Vorurteile anbringen, die das Neue verachten, weil es nicht das Alte ist. Solche Vorurteile wurzeln im realistischen Fehlschluss, einem bestimmten Wort entspräche stets ein bestimmter Sachverhalt in der außersprachlichen Wirklichkeit, eine Sache hätte nur eine Wahrheit, nur ein richtiges Wort. Ein solcher Wortrealismus duldet keinen Widerspruch, duldet keinen Wandel. Doch die Sprache - nicht im Verfall, sondern am Leben - widersetzt sich dem Wandlungsverbot. Der Sprachwandel ist die notwendige Reaktion auf veränderte Kommunikationsbedingungen.

Das bedeutet nun nicht, wir sollten den gegenwärtigen Trends des Sprachgebrauchs kritiklos folgen, in relativ “völliger Ahnungslosigkeit” (*Peter Handke*) das Schrille übernehmen und die schnelle Raffung der Unterschiede. Angesichts des hohen Anspruchs, den der Club of Vienna an seine Texte stellt, mag sich der Blick auf einige Trends lohnen, die die deutsche Gegenwartssprache - auch die Sprache unserer interdisziplinären Bemühungen im CoV - modellieren. Ein breitflächiger Trend fällt sofort auf: Die Umgangssprache löst die Literatursprache als stilistisches Vorbild ab. Fast antagonistisch dringt zugleich Begriffsrepertoire aus der Wissenschaft in die Gebrauchssprache des Alltags und von dort wieder retour in die Wissenschaft (vgl. *Uwe Pörksen* Plastikwörter). Dazu gesellt sich ein Grundgestus des modernen Lebens: die Eile, die alles zu raffen versucht. Siegen kann nur der Schnellste. Die Gier nach Schnelligkeit durchdringt auch unsere Sprache. An die Stelle einer längeren Fügung tritt zum Beispiel “Problemlösungsforschungsprojektergebnis”, ganz abgesehen von so mancher Substantivierung des Verbums, die uns ihrerseits wiederum grammatische und

stilistische Probleme beschert. Und eher ist ja der Stil, nicht die Grammatik, die Ursache für das Missglücken eines Textes. Doch die Eile, mit der wir ganze Begriffsfelder in ein Wort zusammenraffen [Akteur, Ansatz, Bereich, Beziehung, Entwicklung, Struktur, Zugang ...] lässt uns keine Ruhe. Sie drängt uns zum Gegenteil: Während wir die Fügungen raffen, blähen wir sie wieder auf [der verwendete Ansatz, die komplexe Fragestellung, die inhaltlichen Verantwortlichkeiten, die konkrete Struktur].

Die skizzierten Trends prägen der gegenwärtigen Gebrauchssprache mehrere charakteristische Stilzüge auf:

zunächst das *Überwiegen nominaler Ausdrucksmittel*: andere Wortarten, am häufigsten das Verbum, werden in Substantive umgewandelt. Für die Ersetzung des Verbums durch ein Substantiv bieten sich zwei Möglichkeiten: erstens der substantivierte Infinitiv, zweitens die Verbalableitung mit der Nachsilbe -ung: [Das Denken fällt mir schwer, die Entscheidung ebenschr]. Eine besonders auffällige Kategorie moderner Nominalbildungen wird im Begriff "Augenblickskomposita" zusammengefasst. Man versteht darunter meist längere Wortkompositionen, die ad hoc zur Raffung größerer Sprachzusammenhänge gebildet werden" (*W. Sanders Gutes Deutsch S 77*) [Verkehrswegebeschleunigungsgesetz]. Statische Sätze entstehen die, so die Sprachkritiker, "keine Stimme" haben.

Mit der Nominalisierung Hand in Hand geht das *Verschwinden der Verben*. So entsteht eine *anonyme Sprache*, eine Sprache ohne handelnde Träger, ohne ausgewiesene Autorität - ihr fehlen die verantwortlichen Subjekte - und eine Sprache ohne bezeichnete Handlung - ihr fehlen handlungsbenennende, konturstarke Verben. Ein Sprachkritiker bemerkt dazu: "Wenn das Ich schwach wird, verschwinden die Verben" (*E. A. Rauter S 96*). Konturschwache, blasse Verben haben allerdings Konjunktur: darstellen, durchführen, erfolgen ... Weil diese Verben hauptsächlich dazu dienen, die Struktur des Satzes zu halten, das heißt, die grammatisch-syntaktische Funktion des Verbs zu erfüllen, bezeichnet man sie als Funktionsverben.

Auffallend ist auch das *Überwiegen des Passivs*. Eine *inaktive Sprache* entsteht, die die Lesenden aus dem Sprachgeschehen ausschließt und dem Sprecher, der Sprecherin die Sprachmacht entzieht.

Ein Entzug nicht nur für den Augenblick. Durch das *Vorherrschen des Präsens*, ein weiteres Kennzeichen - etwa der gesellschaftswissenschaftlichen Gegenwartssprache - ist uns auch der Lauf der Zeit entzogen, die Geschichte: *geschichtslose* und *autoritäre Sprache*. Sie negiert ihre Einbettung in den jeweiligen Zusammenhang und verallgemeinert das Einzigartige und Singuläre eines

Geschehens. Sie blickt nicht nach vorn, eilt der Wirklichkeit nicht voraus. Ein solcher Mangel an Voraussicht hat existenzielle Folgen: wir erkennen die Risiken nicht, die das Leben gefährden. Geschichtslose Sprache blickt auch nicht zurück, hat keine Erinnerung. Erinnerungsflucht ist von existenzieller Tragweite: "Eine Gesellschaft ohne Erinnerung geht zugrunde. Sie vergisst, was sie am Leben erhält" (*Hermann Knoflacher* im Gespräch mit *Maria Nicolini* 1995).

Schließlich die *Adjektive*, "die am häufigsten überschätzte und am meisten mißbrauchte Wortart" (*Wolf Schneider Profis* S 37). Meistens sind Adjektive *suggestiv*, verleihen dem Text ungebührlichen Nachdruck. Oft erzeugen sie Plattitüden, meistens sind sie entbehrlich, stellen "falls sich zum Beispiel ein einschlägiger Fachmann mit der konflikthafter Außenperspektive der gesellschaftlichen Konflikthülle beschäftigt" sogar die Logik auf den Kopf. "Adjektive sind nur erlaubt, wenn sie unterscheiden" (*W. Schneider Profis* S 42). Müssen Adjektive aber herhalten, um unpräzisen Substantiven aufzuhelfen, kann "die einsichtige, ausreichend umfassende Basis globaler Maßstäbe nicht auf komplexer Ebene formuliert" und der Schreiber als einer durchschaut werden, der beim Schreiben nicht nachgedacht hat. In einer Schreibklasse (*schule für dichtung wien* 1997) fiel der Satz: "Wer viele Adjektive verwendet, versteht nichts vom Leben."

Diese Anmerkungen wollen nicht suggerieren, es gäbe verbindliche Stilregeln. Stilgrundsätze lassen sich nicht festlegen. Jede sprachliche Äußerung hat Stil, ob gut, ob schlecht, wie immer. Von Stil sprechen wir, weil es Stile gibt, und Stile gibt es, weil man dasselbe auf verschieden Arten ausdrücken kann. Stil ist eine Vergleichsgröße, Ergebnis einer Wahl, ist nicht Kosmetik sondern Formprägung. Keinesfalls müssen wir den Trends zwanghaft folgen, und erst recht sollten wir uns nicht mit Vorurteilen gegen sie auflehnen. In jedem Moment des Sprechens, Schreibens sind Freiräume offen, in denen wir die Wahl haben und selbst entscheiden, wie wir die Ausdrucksintention treffen.

verwendete Literatur

Judith *Macheiner*: Das grammatische Varieté oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden. Frankfurt am Main: Eichborn 1998

Uwe *Pörksen*: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart: Klett-Cotta 1992

E. A. *Rauter*: Die neue Schule des Schreibens. Düsseldorf: Econ 1996

Willy *Sanders*: Gutes Deutsch - besseres Deutsch. Praktische Stillehre der deutschen Gegenwartssprache. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1996

Wolf *Schneider*: Deutsch für Profis. Wege zum guten Stil. München: Goldmann 1999

Richard *Schrodt*: Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen. Wien: Passagen 1995